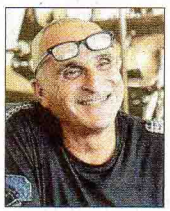
KULTUR-KOLUMNE

Hoffnungsfrohes Widerwort: „Poetisiert Euch!“



Von José F. A. Oliver

Düstere Aussichten in Nahost!“ lese ich in einem Artikel. Dazwischen Olympia und immer wieder ein freudiger Satz derjenigen, die das sportliche Großereignis kommentieren. Ein Sprechritual, das da lautet: „Gute Aussichten auf eine Medaille!“ Oder in umgekehrter Reihenfolge aufgereiht: Olympia – „gute Aussichten auf eine Medaille!“ und dazwischen „düstere Aussichten in Nahost!“ So nah beieinander. So weit voneinander. So beides. Im Alltag präsent. Eher ein „Alltagentfliehen“ im August, der „eigentlich“ – in unseren Breitengraden – ein Urlaubsmonat ist!

Ach, die Unerbittlichkeit dieser extrem widersprüchlichen Tage! Und unsere „abwartende“ Zeitzeugenschaft. Polaritäten, Starrsinn und gefräßige Machtmäuler auf der einen und Hunger nach Frieden und fairem Wettkampf auf der anderen Seite. Ja, mir könnte zusehends der Buchstabenkragen platzen und die Finger würden sich dabei wundschreiben, weil sie unentwegt in die Tasten hauen wollen, um dem Zerstörerischen etwas entgegenzuhalten. Indes, auch dazwischen, die Fragen, die gehäuft anklopfen: Warum? Wozu?

Nein und nochmals Nein! Begehrt es alsbald in mir auf. Hoffnungsloses darf die Herrschaft nicht übernehmen und „siegen“. Stante pede ein Aufbäumen aufgrund der Fragen nach einem Weshalb? und vor allem dem Wozu? Sie wären letzten Endes nicht zu beantworten. Sprich, es ist dementsprechend auch kein Platz mehr für Konjunktive. Obschon Träume ja eine stärkende Möglichkeitsform in sich bergen. „Aufgeben“ ist kein Scheitern meiner Visionen, das ich gelten lassen will. Jedes Momentum Hoffnung ist gefordert! Selbst dort, wo Hilflosigkeit ins Negative davonschleicht.

Worte reichen nicht

Tatsache ist: Es ist kaum mehr beizukommen! Besser ausgedrückt: es ist kaum mehr mitzukommen. „Nachkommen“ wäre auch so ein Wort. Was hinterlassen wir unseren Nachkommen, wo wir mit dem Denken und Fühlen und Handeln nicht mehr „vorankommen“? Ich bin entzweit. Die Bilder überschlagen sich; die Berichte, aus denen ein Krieg fratzt, was heißt ein Krieg, es sind mehrere Kriege, die in einen „großen“ münden könnten, schleudern ins Auge. Die Nachrichten sind allein in der bloßen Wahrnehmung ebenso als Teil der Gewalt zu bezeichnen.

„Gewalt“ … noch so ein Wort, das in seiner Tragweite eine brutale Gegenwart abläutet und gleichzeitig versagt, weil es das Unfassbare nicht mehr zu benennen vermag. Traurige Erkenntnis: Die Wörter und die Worte reichen nicht mehr aus, weil „wir“ es sind, die nicht mehr begreifen können, was uns fortkatapultiert. Auch das Wörtchen „wir“ ist in fast jeder Hinsicht irreführend und nicht mehr wahrsichtig. Seltsam. So seltsam wie von einem „uns“ zu sprechen. Müsste bei allem, was abgeht, immer nicht auch von einem „Ich“ die Rede sein. Auch wenn diesem „Ich“ nichts anderes übrigzubleiben scheint als die „altkluge“ Weisheit: „Augen zu und durch!“

Ist diese Durchhalte-Parole eine Mogelpackung oder purer Überlebensinstinkt? Mir ist klar, dass ich noch selten in einem Text mit so vielen Anführungszeichen unterwegs war; um nicht ganz zu verstummen. In Anbetracht dessen, was uns in und aus der Welt überrollt. Just auch in diesem Augenblick, in dem ich diese Zeilen niederschreibe, viele Gewissheiten, vermeintliche Gewissheiten, plattwalzt. Alles, was ich zu formulieren beabsichtige, könnte morgen schon wieder „veraltet“ dahinvegetieren. Weil der Zeit, die wir gerade erleben – auch aus der Ferne erfahren – nicht mehr beizukommen ist.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht? Die Sprachlosigkeit ist groß. Zu auflauernd. Ein Jetzt, in dem jegliches Wort versagt oder zu entmündigen scheint. Und dann schimmert wieder ein Slogan auf, der über meinem Schreibtisch aufmuntert: „Poetisiert Euch!“ Welch wundersames Manifest: „Poetisiert Euch!“ Der Aufruf stammt von Crauss. Ein Dichter im hoffnungsfrohen Widerwort; „Poetisiert Euch!“

Ein Diktum aus zwei Wörtern, das schon seit Jahren quer durch die Republik in vieler Munde ermutigt und das, von der Bundeshauptstadt aus, einen Hoffnungsstrahl erahnen lässt. Das Verlagshaus Berlin wirbt mit ihm und die Poesie entpuppt sich abermals als ein Losungswort, das nun seinerseits stets Sätze gebiert, die das Poetische des Lebens in den Raum stellt – in jeder Hinsicht. „Jeder Mensch birgt Poesie in sich!“

Ich denke dabei an eine Begegnung aus den 1980er-Jahren des vorigen Jahrhunderts. An einen Dialog mit einem zwölfjährigen Jungen aus Lima, als ich seinerzeit in Peru mit Straßenkindern arbeitete. Damals ein Land im Ausnahmezustand. Mit Kriegsgebieten in den Anden. Und in Lima, in den Slums, sollte die Cholera ausbrechen. Medikamente standen uns nicht zur Verfügung. Die waren im Hafen zwar greifbar nah, aber wir, von der Christlichen Arbeiterjugend, hatten kein Geld, um die Behörden zu bestechen. Die Situation war reine Verzweiflung. Als jener Zwölfjährige mich plötzlich tröstete, weil er mein Verzagen spürte.

Was ist Hoffnung?

Ich hatte ihn gefragt, wie bei all den Toten das Wörtchen „Hoffnung“ noch zu retten sei? Er schaute mich irritiert an, zeigte auf einen Greis, der uns gegenüber am Straßenrand lag und fragte, ob ich den alten Mann dort drüben sähe? „Ja“, sagte ich. „Wenn Du jetzt zu ihm gehst und ihm aufhilfst, Gringo, verwirklicht sie sich dann, die Hoffnung, oder nicht? Ich nickte und der Junge sagte, ohne den geringsten Hauch einer Genugtuung, als sei es das Selbstverständlichste der Welt: „Dann steht auf! Geh hin, Gringo! Die Hoffnung ist doch ein Gelegenheitsjob an jeder Straßenecke!“

Seltsam – oder auch nicht, dass mir in diesen Tagen gerade diese Geschichte im Slum-Süden Limas ins Gedächtnis spricht. Manchmal sind Erinnerungen Goldmedaillen.

Bis bald!